

„Zu Fuß von Dresden nach Dublin“

3100 Kilometer ohne Geld durch Europa

Jan Balster

-Leseprobe-

ISBN-13: 978-3-89793-124-4

ISBN-10: 3-89793-124-9

Preis: 14,90 Euro

2006 Verlag am Park, ein Imprint der edition ost Ltd.

Neue Grünstraße 17, D-10179 Berlin

eMail: edition-ost@aaagentur.com

Die Bücher der edition ost und des Verlags am park werden von der Eulenspiegel

Verlagsgruppe vertrieben

www.edition-ost.de



„Zu Fuß von Dresden nach Dublin“ 3100 Kilometer ohne Geld durch Europa

Jan Balster
Leipziger Str. 149
01139 Dresden

Homepage:
www.auf-weltreise.de

E-Mail:
jan-balster@auf-weltreise.de



3100 Kilometer zu Fuß durch Europa

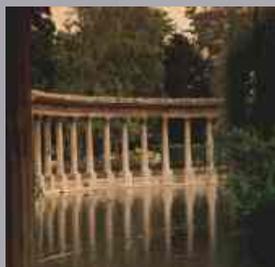
Sein lebendiger, anschaulicher Bericht über eine ungewöhnliche Entdeckungstour ist mehr als nur Mitteilung über ein Abenteuer. Es ist auch eine Einladung, mal über den deutschen Tellerrand zu schauen. Der Sachse ermuntert und ermutigt, aus dem alltäglichen Trott auszubrechen.

„Der reiselustige Sachse ist ein echter Weltenbummler.“
(Dresdner Morgenpost)

„Als Globetrotter sucht er das Authentische im Land und in den Menschen...“
(Sächsische Zeitung)

Der Mann widerlegt zwei Thesen. Erstens, dass man die Taschen voller Geld haben müsse, um die Welt zu sehen. Und zweitens, dass es Abenteuer nur noch in der Arktis oder in Afrika zu erleben gebe. Nein, man kann sie auch im Alten Europa bestehen. Jan Balster bestätigt aber zugleich auch die These, dass Weltanschauung dadurch entsteht, dass man sich die Welt anschaut und mit Menschen spricht. Der Mann aus Coswig bei Dresden ist quer durch Westeuropa marschiert. Er traf auf Deutsche, Schweizer, Franzosen, Briten und Iren. Er nächtigte im Straßengraben und auf Campingplätzen, in Obdachlosenasylen und in Jugendherbergen, in Scheunen und in Garagen. Er lebte vom Banjo-Spielen und vom Betteln, er verdiente sich Geld als Fahrradkurier in London und bei Gelegenheitsarbeiten. Er traf auf Hilfe und harte Zurückweisung, auf Zustimmung und auf Ablehnung. Balster hat alles aufgeschrieben. Ohne Kommentar. Und zeigt, wie nah sich Menschen auf unserem Kontinent sind - und wie fern. Jan Balster kam klüger nach Hause, als er es zuvor war. Der Leser ist es nach der Lektüre auch.

Das Buch zum Vortrag: Zu Fuß von Dresden nach Dublin;
ISBN-13: 978-3-89793-124-4; 14,90 Euro; verlag am park / edition ost Verlag.



Linda und Sonny

Stunden später. Mit vollzähligem Gepäck überquere ich die Mouth of the Seven, die Meeresenge im Westen Bristols. Wacker hält sich der Nieselregen auf dem Trip nach Westen. Wales ist da, und je weiter ich in diesen Landstrich eintauche, desto freundlicher werden die Menschen. Nur mit ihrem Dialekt habe ich einige Probleme. Ist er noch englisch oder nicht? Die Sprache hört sich langgezogen an.

In den Nachmittagsstunden legt sich zwar der Regen, dafür lässt die Sicht nach. Und irgendwie, über Feldwege, durch Wäldchen und Nebenstraßen trete ich in eine Kleinstadt. Müde von den Tageskilometern setzte ich mich auf einen Stuhl, der einsam und verlassen auf der Straße steht. Nebel umschlingt die Häuser. Ich kämpfe mich durch. Habe ich mich verlaufen? Jede Ecke kommt mir vor wie die andere. Der Putz bröckelt von den Wänden. Ich greife nach einer Wand, das Haus scheint zu wackeln. Ich zucke zurück, gehe weiter, bleibe stehen, wage mich nach vorn, trete nach links mal nach rechts, um die Scheißhaufen auf der Straße nicht zu zerquetschen. Ein Pub bäumt sich vor mir auf. Männer sitzen um einen Tisch, sie spielen Karten. Als sie mich entdecken, erstarrt die Runde. Keiner wagt ein Wort zu sprechen. Die Stille ist erdrückend.

„Wie komme ich nach Cardiff“, frage ich den am nächsten.

Er ruht. Die anderen schweigen. Ich wiederhole meine Frage. Keiner rührt sich.

„I came from Germany. On foot.“

Mein gegenüber lächelt. Geschwind wird ein Stuhl herangerückt, ein Bier bestellt und die Fragerei beginnt.

„Von Deutschland zu Fuß?“

„Wie lange bist du schon unterwegs?“

„Wie lebst du dort?“

Und: „Wie ist es dort, seit die Mauer gefallen ist?“

Bei der letzten Frage stutze ich. Die Frage bleibt offen. Wie immer. Auch die Herren bleiben mir eine Antwort schuldig. Niemand interessiert sich dafür. Wo geht es nach Cardiff? Was kümmert sie das

auch. Reisen ist für sie ein Fremdwort. Aber dennoch, die Welt ist hier nicht zu Ende. Regelmäßig verfolgen sie die politischen Geschehnisse, in ihrem Stammlokal an der Ecke. Hier dudelt den ganzen Tag das Radio, dessen Lautsprecher verzerrte Töne in die Runde wirft, ab und zu aussetzt, bis die Wirtin ihm zwei Schläge an die Seite verpasst.

Pete, Sonny und Chris haben sich bereits vorgestellt, als eine zierliche Frau in den Lichtkreis, der an der Decke hängenden, nackten Glühbirne tritt, den Arm um Sonny legt und mit einer warmen, lieblichen Stimme sagt: „Komm Daddy, du musst morgen früh raus.“

„Linda, meine Tochter“, antwortet er stolz: „mein ein und alles, immer besorgt.“ Er blickt zu ihr hinauf, lächelt, und sie streicht ihm leicht über sein liches Haar.

„Lass uns noch ein wenig sitzen?“ fragt er kleinlaut, doch mit fester Stimme: „Wir haben einen Gast aus Deutschland.“

Sie nimmt sich einen Stuhl vom Nachbartisch und setzt sich zu uns. „Spiel etwas“, fordert sie. Ohne mich länger bitten zu lassen, befreie ich das Banjo aus seiner Hülle. Das Instrument stimmt. Die ersten Töne erhellen, Lieder erklingen: „Clemtiene“, „This Land ist your Land“ die ganze Palette der Folksongs hinauf und hinab.

Die vier Zuhörer sind begeistert.

Zögerlich treten andere heran, alte, junge, die Kinder. Die Männer nehmen ihre Hüte ab. Und die Kinder, die wirklich einzige Freude dieses trostlosen Ortes, beginnen zu tanzen. Auch Sonny, der sich die Gitarre der Wirtin geschnappt hat, greift kräftig in die Saiten. Der Blues begeistert ihn. Immer näher treten die Zuhörer. Und immer öfter nehmen sie die Hand ihres Nachbarn, beginnen die Beine durch die Luft zu wirbeln. Die Hüften schwingen zu lassen und hinter den Gesichtern, einige noch beschmiert mit Maschinenfett und Kohlenstaub von der vergangenen Schicht, tritt ein Lächeln in den Abend.

Sonny hält ein. Füße schlagen den Takt weiter und Hände klatschen aufeinander. Sonny wechselt die Musikrichtung, ein Country-Song gibt jetzt die Schritte vor. Die Schritte der Tanzenden werden kleiner aber flotter. Das ganze Städtchen dürfte auf den Beinen sein. Auch Linda möchte tanzen. Und da sie bemerkt, ich kann dem Spiel des Vaters schon

lange nicht mehr folgen, greift sie nach meiner Hand und zieht mich auf die Straße, die zur Tanzfläche aufstieg.

„Ich kann nicht tanzen“, sage ich.

„Ich kann nicht, gibt es nicht“ antwortet sie und stößt mich an: „eins, zwei, drei, vier,... eins, zwei, drei, vier...“

Linkes Bein vor und zurück, rechtes Bein vor und zurück und dabei schwingt sie ihre Hüfte so geschickt um mich herum, als könnte sie in ihrem Leben niemals glücklicher sein.

...

Aus Liebe zur Natur

Die Landschaft ist überwältigend, das ewige Grün, in den verschiedensten Tönen, beinahe wurde hier dessen gesamte Farbpalette niedergegossen. Schafe weiden, ein Hund bellt und springt um die Herde herum, als wären es seine Spielgefährten. Der Schäfer zieht genüsslich an seiner Pfeife und lädt mich zum Frühstück ein. Ich bedanke mich für den Verzehr höflichst und verschwinde gesättigt im ständigen auf und ab der Landstraße.

Wenig später kreuzte ich die Straße R 736. Ich habe mich niedergelegt, sauge den würzigen Duft des Grases in mich hinein.

Meine Hand tastet auf dem Boden entlang. Was ist das? Ein harter, metallischer, runder Gegenstand gerät in meine Finger. Geld? Es funkelt in der Mittagsonne. Geld, der Gott der Menschen, denke ich. Das geht seit Menschengedenken. Können wir daran etwas ändern?

„Niemand kann zwei Herren dienen... Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“, schreibt Matthäus in seinem Vers 6, 24. Aber das Geld kann dienen, sogar dem Guten? Dürfen wir deshalb aber dem Geld dienen? Jeder hat seinen Traum vom Reichwerden. Ob die Aktienkurse steigen oder ein tolles Cabriolet vor der Villa steht. Ich doch auch. Ich habe ihn doch auch, diesen Traum. Und ich betrachte das Stück, einen echten amerikanischen Dollar.

Dann bekomme ich eine Sau Wut. Bilder von Herren die am liebsten Kontoauszüge lesen und Damen, die sich an diese Herren anschmiegen,

schießen mir in den Kopf. Der Boden wird verdichtet, der Baum zum Hindernis. Und ich liebe die Bäume. Ich kann nicht leben, ohne den Trost der Bäume. Wissen wir wie wichtig die Bäume sind für unser Leben?

Selbst am Abend beschäftigt mich noch immer dieser Gedanke. Die Zeit auf der Landstraße gibt mir die Gelegenheit. Ich bette mich wenige Kilometer von New Ross entfernt in einem Schober. Der Regen schlägt auf das Wellblechdach. Das Heu duftet. Ich bin eingetreten in eine Welt, die vom Wind, von der Sonne, vom Gelände beherrscht wird. Hier zählt nur der Rucksack auf meinem Rücken, das Sonnenlicht, die Luft zum Atmen. Und ich fühle mich so sorglos und geborgen wie selten zuvor.

...

Das morgendliche Treiben auf dem Feld rüttelt mich wach. Durch einen Spalt in der Tür erspähe ich einige Bauern, sie frühstücken. Mir bleibt also genügend Zeit meine Sachen zu packen und mich davonzustehlen.

„Ich möchte nach Kilkenny?“ frage ich eine ältere Frau, die trampend am Straßenrand steht.

Sie antwortet in Gälisch. Ich entschuldige mich und will mich abwenden, als sie mich in englischer Sprache fragt, ob ich gut geschlafen habe.

„Yes“, sage ich knapp.

Mein Blick muss wohl sehr verwirrt ausgesehen haben. Sie packt mich am Arm, mit einem erstaunlich festen Griff und zieht mich einige Meter auf das Feld: „Setz dich?“ fordert sie.

Ich kauere mich auf den Rucksack. Ohne ein Wort zu sagen, packt sie ein halbes Brot und ein Stück Ziegenkäse aus. Wir schweigen und essen. Genießen den Wind, der uns umspült. Und als wir uns verabschieden, sie springt auf, als sie in der Ferne ein Motorengeräusch vernimmt, sagt sie: „Ich habe gestern abend Licht gesehen. Drüben in der Scheune.“

Sie kennt den Fahrer, die Wagentür schlägt zu, und sie ist verschwunden.

Bedanken kann ich mich nicht mehr für das Brot und den Käse. Stattdessen setze ich meinen Weg fort. Die Häuser sehen aus wie

spanische Haciendas mit einem kleinen Tusch amerikanischer Südstaatenvillen und Gärten laden zum Verweilen ein.

Noch, bevor ich weiter nach Kilkenny ziehe, nehme ich in Thomastown einen kleinen Abstecher zur wenige Kilometer entfernten Jerpoint Abbey. Diese Zisterzienser Abtei entstand zwischen den Jahren 1158 und 1180 in einem romanisch-gotischen Mischstil. Sie soll eine der schönsten irischen Abteien sein, meinen deren zahlreiche Besucher, der Kreuzgang mit den Skulpturen der Äbte, Ritter und Fabeltiere. Ein Blick auf den neuzeitlich gestalteten Eingangsbereich trübt mein Bild von der Abtei. Die Eintrittspreise erledigen das übrige. Ich habe etwas anderes erwartet. So bleiben mir lediglich die Hochkreuze, die über die große Mauer hinausragen.

In Kilkenny. Ich brauche nicht durch die Stadt, der Zeltplatz liegt günstig. Und eine kostenfreie Dusche trägt zu meinem Wohlbefinden bei. Nach dem Zeltaufbau darf ich von dem restlichen Brot von heute Morgen zehren und den hübschen Sonnenuntergang über der Stadt Kilkenny bewundern. Die Silhouette verschwindet langsam, bis ich lediglich den Kirchturm der katholischen St. Mary's Cathedral erkennen kann.

Ich bin früh aufgestanden. Noch habe ich die Straße für mich allein. Kilkenny, am Fuß der Slieverdagh Hills gelegen, verzaubert mich. Gibt es hier ausschließlich Pubs, frage ich mich, rot, blau, grün, die gesamte erdenkliche Farbpalette wurde auf die Fassaden aufgetragen. Ab und an werfe ich einen Blick hinter die Häuser. Ich bin erstaunt, gut erhalten, wenn ich den Vergleich zu Wexford wage.

Ich verliere mich in den Straßen und Gassen.

1204 wurde das Castel im Auftrag des Normannen William de Marechal errichtet. Drei mächtige Rundtürme prägen seine Größe. Erst jetzt begann aus dem einstigen Königsitz der Herrscher von Ossory der wirtschaftliche Aufschwung. Und als im Jahre 1391 James Butler die Stadt unter seine Obhut nahm, wurde sie wichtiger als Dublin. Die Vertreter der englischen Krone residierten standesgemäß im Ort, es tagten sogar die Parlamente hier und brachten den Iren grausame Gesetze. Beispielsweise das „Statut von Kilkenny“, welches den anglo-

normannischen Völkern verbot die irische Sprache zu gebrauchen, das Tragen der irischen Kleidung und die Annahme irischer Namen. Bald galt es sogar als Hochverrat, wenn irische Männer oder Frauen den Bund der Ehe eingingen, bis die irische Bevölkerung nicht mehr innerhalb ihrer eigenen Stadtmauern leben durfte.

Zwischen 1642 und 1648, es tobte gerade der Dreißigjährige Krieg, wurde die Stadt zum Zentrum des katholischen Widerstandes. Erst als 1650 Cromwells Truppen Kilkenny einnahmen, endeten die Einengungen der irischen Bevölkerung.

Ich gehe ziellos, aber entdeckend. Vielleicht finde ich ein Plätzchen, um ein wenig Geld einzuspielen. An der St. Mary's Cathedral warten die Gläubigen auf den Gottesdienst. Die Kathedrale wurde von 1843 bis 1857 in der James Street erbaut und ist heute das Wahrzeichen der Stadt. Die Glocke schlägt allmorgendlich, klärt mich ein älterer Ire auf. Er nimmt mich mit hinein, zeigt mir den wunderbaren Ausblick über die Stadt vom 65 m hohen Kirchturm und weist mich auf die verschiedensten katholischen Statuen hin.

„St. Patrick“, sagt er leise: „der Schutzpatron der grünen Insel.“ Gern spricht er vom bekanntesten Heiligen der Iren, der um das Jahr 400 von irischen Piraten aus dem damals römischen Britannien nach Irland entführt wurde. Nach sechs Jahren gelang ihm die Flucht. Padraig, wie sein Name auf gälisch lautet, begann eine Reise durch Europa.

„Aber er kehrte zurück“, erklärt der ältere Herr weiter: „Um 430 oder 431 etwa. Er war inzwischen Bischof geworden.“ Er glaubt an die Vergebung. Und immerhin, die Iren haben im Verlauf ihrer Geschichte keine Eroberungskriege geführt. Aber wehe dem, der sich an ihrem Land vergreifen will.

Ich finde einen Platz, der Torbogen, der sich über die Gasse schwingt, ist ideal. Und wenige Minuten später stimmt ein Ire in mein Banjospiel ein.

„Stanley“, stellt er sich vor. Ich lächle ihm zu.

„The banjoman from Germany“, sagt er. Da ist es wieder, dieses Gefühl, den Kopf frei zu haben, für den Moment im Leben, den ich lebe. Wir vergleichen unser Repertoire und spielen einfach drauf los. Und

schon nach den ersten beiden Songs bildet sich eine Traube, die Zuhörer klatschen und geben, was sie für angemessen erachten. Stanley kennt sie alle auswendig, die irischen Volkslieder. Selbst als wir gegen Abend in einen der Pubs auf der Hauptstraße umsiedeln, sind sie noch nicht erschöpft. Sicher käme er besser, wenn er ohne mich weiter gezogen wäre. Aber „mit deinem Banjo klingen die Lieder noch ein wenig irischer“, meint er.

Der Besitzer des Pubs lässt uns singen, zweimal eine Stunde lang und dafür spendet er ein Abendessen und soviel Bier, wie wir trinken können. Noch gestern hat mich ein Lehrerehepaar aus Donaueschingen zum Abendessen mit Haferschleimsuppe und Obstsalat eingeladen. Werde ich mit der Zeit verwöhnt. Mir bleiben kaum Minuten, um nach zu denken. Auch Stanley plaudert wie die Anwesenden von Gott und der Welt. Es herrscht eine beruhigende Atmosphäre, kein Fernseher, somit auch keine Politik. Was treibt der Nachbar und ist seine Tochter schon vergeben? Fahren wir morgen nach Waterford oder lieber ins Grüne? Gläser werden gehoben, sie klirren aneinander. Und mir scheint, die Iren leben von und für die Abendstunden. Alle singen, und ich erfahre etwas über das Guinness. Stanley erklärt, es ist das einzige Bier, auf dessen Blume man malen könne und so lange man es trinkt, bliebe das Bild. Ich probiere es.

Am Tisch gegenüber, wir haben uns an die Bar gesetzt, wundert man sich. Glauben sie, ich sei ein ungebildeter Ire? Stanley erzählt einen Witz, und die Männer lachen Tränen. Auch Stanley schmunzelt in sich hinein und klopft mir dabei auf meine Schulter:

„Lass uns etwas singen.“

Ich verstehe nichts.

„No, No“, johlen die vier. Im Pub wird es still, kein Glas klirrt, kein Stuhl knackt.

„Sing“, ruft einer der vier: „einen deutschen Folksong.“

Das ist peinlich, sage ich in Gedanken, eigene Volkslieder? Dutzende Liedtexte strömen in meinen Kopf, mit welchen Zeilen ich ihn belaste, aber deutsche Volkslieder. Ich kenne kaum zwei Strophen; „Kommt ein Vogel geflogen.“

Ich blättere aufgeregt, ohne es mit äußerlich anmerken zu lassen, in meinem Kopftextbuch. Nichts. Sollte ich schnell einen erfinden? Nein, diesen Gedanken verwerfe ich sofort. Ein Deutscher könnte unter den Zuhörern sitzen, zu riskant. Alle sehen auf mich.

Und ich singe: „Es, es, es und es, es ist ein harter Schluss...“

Sie lauschen dem hellen, harten Klang des Banjos, der Melodie, die den Text erhebt. Sie stampfen mit den Füßen in 4/4 Takt auf den Boden, unterstützen so zusätzlich den Marsch.

Ich glaube kaum, was ich in diesen Momenten erlebe, die Begeisterung, die Zuneigung und Akzeptanz der Menschen prägt ihren einzigartigen Glauben an Gott. Auch Stanley hat das kleine Podest, den Platz neben mir verlassen. Seinen Bewegungen zu urteilen, ist er ebenso zufrieden wie ich:

„... weil, weil, weil und weil, weil ich aus Dresden muss. Drum schlag ich Dresden aus dem Sinn und wende mich Gott weiß, wohin...“ singe ich:

„Sing out with me“, rufe ich dazwischen: „Ich will mein Glück probieren, marschier-ieren...“

Kein Anblick, kann erhabener sein, als für den Augenblick eines Liedes, mit den Menschen glücklich zu sein.

Erst als ich hinaustrete auf die Straße, der kalte Wind mir in die Nase beist, begreife ich. „Du hast den Leuten zu verstehen gegeben“, sagt Stanley: „das du sie akzeptierst in ihrem Leben, dich für uns Iren interessierst und trotzdem deine Identität und deine Heimat nicht vergisst.“

Dann hängt er sich seine Gitarre über den Rücken und entschwindet im Lampenschein der Straßenlaternen in die Dunkelheit.

Noch immer schmecke ich die Guinness auf meiner Zunge. Waren es zu viele? Der Wirt hat gut verdient, glaube ich. Es beginnt zu nieseln, als ich die Straße stadtauswärts in südlicher Richtung einschlage. Ich sinniere. Wie spät ist es? Last Order war um 23 Uhr. Nach Mitternacht?

„Nichts geschehen“, schreibe ich einen Tag später, am 29. August, ins Tagebuch: „47 km an einem Tag, laut der mitgeführten Landkarte. Das

grenzt schon an einen Gewaltmarsch. Mir bleibt keine Zeit nachzudenken. Kaum finde ich einen Moment, beschäftige ich mich damit, in welche Richtung ich weiter gehen werde. Ich denke an nichts. Auch wenn es kaum ein Mensch glauben kann. Menschen können zeitweise an Nichts denken. Die Augen einfach schließen. Sterne tauchen auf. Das Bild verschwimmt. Es wird dunkel. Nichts.“

Oder war da doch etwas? Das Viehzeug in den Nächten, das mich peinigt. Es summt, krabbelt und knallt gegen die Zeltplane. Die Touristen, die ich sitzend auf dem Bürgersteig, beobachte. Sie schimpfen und schreien, als seien sie die Helden, überall. Freundlichkeit? Akzeptanz des anderen? Langsam verschwinden sie. Und in Deutschland gehen die Ferien bald zu Ende. Oder der Töpfer, der mich heute morgen nach Grange, fünf Kilometer südlich von Kilkenny gelegen, in seinem Auto mitgenommen hat. Er lebt seit sieben Jahren in diesem Land.

Ursprünglich stammt er aus Halle. Fort wollte er, mit dem Staat, in dem er geboren wurde, war er unzufrieden, sagte er und von dem neuen zu sehr enttäuscht. Die Iren nahmen ihn auf, und er mag ihre Gastfreundlichkeit und ihrer Liebe zu den Menschen, die Lebenswelt, die einzig reale Welt in der wir leben, in der wir miteinander sprechen, uns einander die Hände schütteln, vielleicht in Liebe, vielleicht in Abneigung.

In Clonmel, malerisch an einer Flusslandschaft gelegen, erzählt mir eine Irin von einem 20 Kilometer langen Rundweg, um die sich im Süden erstreckenden Comeragh Mountains. Wunderbar sei der Weg und ausgeschildert, betont sie mehrmals. Aber ich möchte weiter, überquere den Fluss Suir. Die Straße schwingt sich durch die Landschaft, links und rechts liegen fruchtbare Felder, saftig grüne Weiden, kleine Gehöfte. In der Ferne zeichnen sich die schroffen Gebirgskegel der beinahe 800 m hohen Knockmealdown Mountains auf. Und ich freue mich, dass es heute nicht regnet.

Als ich in Glogheen, einem kleinen Ort, ankomme, ist es bereits dunkel. Die Straße beginnt leicht zu steigen und bald säumt sie ein Nadelholzwald.. Noch ein paar Kilometer, denke ich, ein ruhiges Plätzchen suchen. In Serpentinaen windet sie sich bald den Berg hinauf.

Ich entdecke einen Aussichtspunkte seitlich der Straße. Der Wald wird lichter.

The Vee nennen die Iren diese, eine der schönsten Gebirgsstraßen ihres Landes. Und ich habe ihn gefunden, einen hübschen Platz in der Nacht. Langsam ziehe ich den Reißverschluss ein Stück weit auf, schiebe die Füße hinein und schließe den Schlafsack locker um die Hüften. Es ist gemütlich. Weich sitze ich auf den wenigen Sachen, die ich noch nicht am Körper trage. Einige Minuten verweile ich so, zufrieden, entspannt in einem Schwebezustand an der Grenze zur Träumerei.

Nur der Geruch gerösteter Kartoffeln holt mich zurück in die Wirklichkeit. Eigentlich mag ich keine Kartoffeln, vor allem keine Bratkartoffeln. Doch mit viel Phantasie bringt mich das Aroma der knusprigen Kartoffeln in Hochstimmung.

Ich denke daran, dass ich sie vor einigen Kilometern auf einem im Tal gelegenen Feld geerntet habe. Schon dieser Gedanke versetzt mich in einen Glücksgefühl. Ich erinnere mich an vergangene Abendessen, die Wärme des Lagerfeuers, das knacken im brennenden Holz, an entfernten Hügeln im Abendrot. An feuchte, dunkle Wälder, in denen das Licht des Lagerfeuers den Bäumen ein schemenhaftes Gesicht verlieh. Mit diesen lebhaften, unerwarteten Gedanken verschwinden die letzten Zweifel an den Sinn dieser Wanderung. Ich habe daraus eine eigene Kunst, eine Wissenschaft gemacht eine derartige Schule, der ich nie mehr zu entfliehen vermag. Und tief in mir brennt es nach dem einfachen Leben, der vergangenen beiden Monate und der verbleibenden Zeit.

Erst als ich zum dritten oder vierten Mal die Augen aufschlage, fühle ich es. Das Rauschen des Bergbaches, der gelassen vor sich hin plätschert. Nichts bringt mich aus der Ruhe.

Die Hektik, das Grübeln, die künstliche Aufgeregtheit daheim in Deutschland – weg. Alles liegt weit hinter mir.

Ich genehmige mir am Morgen ein Bad im Bach, der so klar ist, wie ein Kristall. Selbst im Liegen bedeckt mich das Wasser nicht. Es ist kalt. Die Tropfen perlen von meiner Haut, und mein Penis ist auf Nussgröße geschrumpft.

Ich springe hinaus und frottiere mich trocken. Langsam sortiere ich die Sachen in den Rucksack und breche auf.

Immer höher steigt die Straße, niedrige Büsche und Flechtwerk haben den Wald abgelöst. Ungehindert schweift mein Blick über die Ebenen. Ein frischer Wind umspült mein Gesicht. Ich wandere langsam. Auf dem höchsten Punkt, 795 m über NN, der Knockmealdown Mountains lasse ich mich nieder, nippe ein wenig an der Trinkflasche, die ich mir gestern abend mit frischem Tee aus Bachwasser abgefüllt habe. Und ich beschließe noch eine weitere Nacht in diesen Wäldern zu verweilen. Doch vorerst ist das Land hier oben kahl. Natursteinmauern begrenzen die Felder und Weiden, Schafe grasen an den Straßenrändern und von Zeit zu Zeit hält ein Auto, Leute steigen aus, blicken in die Runde:

„Ach, ist das schön“, seufzen sie, nehmen vielleicht noch einen Happen aus ihrem Vorratsbeutel, wenn das ihre Zeit erlaubt und setzen sich zurück in den Wagen. Die Fahrt geht wieder hinab ins Tal nach Lismore.

Auf meiner Karte finde ich die Mount Melleray Abbey eingezeichnet. Ich plane einen Umweg ein. Cork hat Zeit. Alles hat Zeit, nur nicht die wundervollen Momente in der Natur. Ich wandere hinüber, westlich meiner bisherigen Route, über mit Gras bedeckte Ebenen, kleine Bäche, vorbei an Steinmauern, die ich bereits vom Gipfel erkennen kann. Barfuss geht es wieder bergab und meine Schritte werden schneller. Neues gilt es zu entdecken.

Während einer Rast am Wegesrand stochere ich mit einem Zweig in einem Ameisenhaufen herum. Gleich strömt ein ganzes Rudel Soldatenameisen heran, die Bedrohung auszumerzen. Es raschelt im Haufen. Die Soldaten vereint zu einem schwarzen Teppich drücken gegen den Zweig. Ich fühle ihre Kraft, ziehe den Zweig hinaus. Unzählige Ameisen purzeln zu Boden. Einige kommen ihnen zu Hilfe. Der Sturz hat ihnen nicht geschadet, äußerlich zumindest, scheint mir. Anders als dem Haufen, ihrer Burg, ihrer Stadt, ihrem Haus, dort klafft jetzt ein großes Loch in der Decke. Der Haufen sackt zusammen. Wenige Zentimeter von der defekten Stelle entfernt hat sich das Rudel zum Rat getroffen und Sekunden später schwärmen sie aus. Flink legen sie

Zentimeter um Zentimeter zurück und einige haben meine Füße bereits erreicht. Haben sie den Eindringling gefunden?

Beim Aufstehen kann ich die Mount Melleray Abbey schon erkennen. Und je näher ich komme, desto mehr steigt mir ein würziger Duft von gegrillten Bratwürsten in die Nase. 1833 wurde das Trappistenkloster in den Hügeln sieben Kilometer nördlich von Cappoquin erbaut.

Im Gästehaus werden Besucher beherbergt. Mein Magen knurrt. Um einen Grill drängen sich eine Handvoll Gäste. Und etwas abseits klimpern zwei junge Männer auf ihren Gitarren. Sie spielen kein Lied, sie stimmen ihre Instrumente. Hannah, wie ich gleich erfahren soll, gibt den beiden Männern mit ihrer Whistle die Töne vor.

Ich trete näher. Die Bratwürste ziehen mich an. Und ohne eine Frage nach dem wohin, woher und wer ich bin, werde ich eingeladen, mit ihnen zusammen zu singen.

„Play your banjo“, sagt Hannah und reicht mir zur Stärkung eine Wurst. Der Nachmittag gestaltet sich angenehm, mit Witzen, die ich zunehmend besser verstehe, den Fragen über ein fremdes Land und reichlich Essen.

Hannah erkennt sofort mein Geburtsland; Deutschland. „Wie gefällt es dir in Irland?“ fragt sie.

Ich antworte mit einem irischen Folksong. Die Zuhörer lachen.

„Das sagen die meisten Urlauber“, finden alle. Also berichte ich von der Gastfreundlichkeit, die mir bisher begegnet ist, von der, die Besucher Irlands mir schon vor meinem ersten Aufenthalt erzählten, der berausenden Landschaft und der Fußwanderung.

„3000 Kilometer? Warum machst du das? Abenteuerlust?“ fragt Hannah. Ihre Fragen purzeln nur so aus ihrem Mund.

„Well. Mir geht es nicht um Sensation, nicht um Publicity. Ich bin kein Abenteurer. Ich bin einfach nur ein Mensch, der die Welt nicht im Jet und auf überfüllten Stränden erleben will. Ich glaube, es gibt in unserer Zeit noch viel interessantes zu erleben. Ich brauche mich nur umzusehen.“

„Und wenn du überfallen wirst?“

„Risiko. Das gehe ich ein. Das habe ich einkalkuliert. Ich glaube, in der Großstadt gibt es sicher viel mehr davon, als ich hier in dieser wunderbaren oder irgendeiner unberührten Natur finden kann.“

„Lasst uns etwas spielen“, ruft einer der Jungs an den Gitarren. Und am späten Nachmittag, als mich der Drang nach Stille wieder einholt, ziehe ich weiter. Im Gepäck befinden sich jetzt zusätzlich zu einigen Kartoffeln und dem Kanten Brot, noch vier wunderbar schmeckende Grillwürste.

Ich gehe bis meine Beine müde werden, folge den ausgetretenen Wegen zwischen den Steinmauern und bald der Landstraße. Es geht ins Tal hinab. Und kurz, bevor ich Lismore erreiche, tauche ich in einem dichten Laubwald in einen tiefen Schlaf.



3100 km zu Fuß durch Europa - ohne Geld von Dresden nach Dublin

Jan Balster
Leipziger Str. 149
01139 Dresden

Homepage:
www.auf-weltreise.de

E-Mail:
jan-balster@auf-weltreise.de



3100 Kilometer zu Fuß durch Europa

Vom 26. Juni bis 10. September 1998 legte ich 3100 Kilometer zu Fuß zwischen Coswig und Doolin, an der irischen Atlantikküste gelegen, zurück.

Ich folgte dem "Weg der Schweiz", überquerte den Furkapass, durchzog das Walliser Tal. Und blickte zum Montblanc, marschierte entlang der Rhone zum Mittelmeer und von da zurück in Richtung Paris über das reizvoll, hügelige Central Massiv. Setzte von Calais nach Dover über, arbeitete in London als Tellerwäscher und Fahrradkurier, schlug mich weiter nach Wales durch. Fuhr über den Irish Sea nach Rosslaire, durchstreifte den Killarney Nationalpark, als ich an der irischen Atlantikküste mein Ziel erreichte. Ich brauchte fast kein Geld, bekam zu essen und hatte die Straße zum Quartier. Mehr benötigte ich nicht zum Leben, und ich fühlte mich bei diesem täglichen Gang oft so sorglos und geborgen wie selten zuvor.

Es waren Tage der Entbehrung und des Abenteuers, des Hungers und des jugendlichen Leichtsinns, verbunden mit einzigartigen Begegnungen, mit Menschen, die reich waren, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben

Das Buch zum Vortrag: *Zu Fuß von Dresden nach Dublin*, ISBN-13: 978-3-89793-124-4, verlag am park / edition ost Verlag.

